

Bücher Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **19 (1939-1940)**

Heft 1

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

deutschen Poeten Ausschau halten, dürften sich erst einmal die Mühe nehmen, das, was da und was geleistet ist, gründlich anzusehen, vor allem sich vertraut zu machen mit den Schätzen uralter, volkhafter Poesie, die in unserer Mundart niedergelegt, eingebettet sind wie Diamanten im Goldschmuck. Kein Kunstdichter wäre je so reich an Erfindung, an Ausdrucksvermögen. Unsere Sammlungen von Volksliedern, Märchen, Sagen, Rätseln, Sprichwörtern sind nicht bloß eine Angelegenheit für Volkskundler und etwa noch für die Jugend. Auch unser großes Lesepublikum, insbesondere wer über die schweizerdeutsche Sprache und Sprachbewegung schreiben und reden will, hat allen Grund, sich herabzulassen zu den Quellen unserer besten nationalen Kraft. Überall glitzern darin Goldadern auf.

Die Liebe zu unserer Mundart legt uns aber auch eine Verpflichtung auf: der Volkssprache bewußt Treue zu halten, sie nach Möglichkeit unvermischt und unverfälscht zu bewahren, immer wieder zurückzukehren zu den „Müttern“ (und Vätern), zurückzukehren zum Echten, Überkommenen, wie es unsere Vorfahren uns überliefert, die uns an Heimat- und Ahnentreue, an Fleiß und Wagemut (bei der Besiedlung unseres Landes), vor allem aber an sprachschöpferischer Kraft weit übertroffen haben. Ihnen zu Dank, aber auch unserm Volkstum zuliebe sollten wir uns entschlossen wehren gegen das Eindringen fremder modischer Redeweise, sollten wir uns auch nicht zufrieden geben mit dem ungefähren, landläufig-oberflächlichen Klang. Denn entartete, überfremdete Mundart wäre vernachlässigte, mißachtete Heimat.

Arnold Büchli.

Bücher Rundschau

Aus der Werkstatt Ferdinand Hodlers.

E. A. Loosli: „Aus der Werkstatt Ferdinand Hodlers“. Verlag Birkhäuser, Basel 1938.

Ferdinand Hodler ist einer der hervorragendsten Künstler, welche die moderne Schweiz zu Tage gefördert hat. Wenn schon viele Jahre seit seinem 1918 erfolgten Tode vergangen sind, so wohnt seinem Werke immer eine Jugendfrische inne, die unmittelbar auf uns wirkt. Je mehr Rückblick wir seinem Schaffen gegenüber gewinnen, desto mehr sind wir uns der Größe seines Genius bewußt. Hodler hat die schweizerische Malerei mit lebendigem Odem durchdrungen. Er hat sie als erster unter den Modernen einem monumentalen Stil entgegengeführt. Durch die tiefe Menschlichkeit seines Fühlens hat er seine Eigenart zum Ausdruck allgemeingültiger, ewiger Werte erhoben. In einem Künstler von solchem Ausmaß muß ein denkender Mensch geistig rege gewesen sein, muß ein starker Wille unausgesetzt dem gesteckten Ziele entgegengeeilt sein. Einen solchen Maler in seinem beruflichen Leben näher kennen zu lernen, ist ein Bedürfnis aller, denen seine Kunst zum ergreifenden Erlebnis geworden ist.

E. A. Loosli hat es unternommen, an Hand von gesammelten Notizen und persönlichen Erinnerungen (er war zwanzig Jahre mit Hodler befreundet) uns mit seinen Arbeitsmethoden vertraut zu machen.

Der Verfasser führt uns zunächst in das Atelier Barthélemy Mens in Genf, wo Hodler den höhern, geistig durchdrungenen Unterricht erhielt, der sein Künstlertum zur Entfaltung brachte und ihn zu einem wohl überlegten malerischen Stil führte. In einem Kapitel über „Begabung und Berufung zur Künstlerischeit“ spricht sich Hodler dahin aus, daß mit bloßer Begabung noch nichts erreicht sei. Durch leidenschaftliche Hingabe an seinen Beruf müsse der Künstler seine Gaben zur Entfaltung bringen. Derjenige aber, der sich seinem Malerberuf mit ganzer Seele widme, betrete eine ihm eigene Bahn, die ihm oft Anhänger hergebrachter Anschauungen entfremde. Sei er aber in Wirklichkeit Künstler, so verdichte er seine Besonderheiten im Gegensatz zu der öffentlichen Meinung. Wenn dann sein Schaffen

den höheren Anforderungen der Kunst entspreche, so werde er sich durch alle Hindernisse hindurchringen. Seinem Wirken werde endlich die verdiente Anerkennung zu Teil werden. Er werde einem höhern Ideal gedient haben. Das „Gegenständliche“ in der Malerei behandelt Hodler in trefflichen Worten, indem er das enge Verhältnis betont, das der Maler zu seinem Stoff haben soll. Über „praktische Arbeitserleichterung“ erhalten wir wertvolle Winke von einem Künstler, der das Handwerkliche voll auf beherrschte, dabei aber mit seinen Arbeitskräften hausälterlich vorging. Auf das „Zeichnen“ legt Hodler besondern Wert. „Nicht die Hand muß zunächst zum linearen Zeichnen, sondern das Auge zu genauem, verständnisvollem, womöglich geschmacklicheren Sehen erzogen werden... Das kann es aber nur, wenn es mittelst fortwährender Übung der Beobachtung, Messung und Vergleichen zu bewußtem Sehen gründlich erzogen werde“. Über die „Perspektive in der Malerei“ spricht sich Hodler überzeugend aus. Die dritte Dimension sei der Malerei fremd. Der Künstler müsse flüchtig sehen, wenn er dem Wesen der Malerei beikommen wolle. Hodler erwähnt G i o t t o, dem man irrtümlicher Weise Naivität vorgeworfen hätte, der aber im Grunde dank seinem Verständnis für Eigenschaften der Flächenmalerei viel schwierigere Aufgaben gelöst habe, als die Probleme perspektivischer Tiefenwirkung. Allerdings könne ein Maler die Perspektive nicht einfach außer Acht lassen, hauptsächlich bei der Wiedergabe von Landschaften. Wenn er sich gewöhnt habe, flüchtig zu sehen, so werde er den gestellten Forderungen mit Leichtigkeit gerecht werden. Hodler empfiehlt die Benützung der Dürerscheibe oder des Fadennetzes. Das zu wählende Format ist keine leichte Sache. Hodler hat sich mit dieser Frage eingehend auseinandergesetzt. „Il faut sacrifier au cadre“ pflegte er zu sagen. Er verlangt eine innere Harmonie zwischen Format und Inhalt. Er hat auch bewiesen, daß es ihm auf diesem Gebiet ernst war (vergl. die „Nacht“, die „Eurythmie“, „Marignano“). Über die „Farbgebung“ gibt uns ein weiteres Kapitel der Looslichen Veröffentlichung interessante Einzelheiten. Wie Hodler bei der Behandlung seiner Landschaften auf einheitliche Farbenwirkung abzielte und diese auch erreichte, wird an Hand von Beispielen veranschaulicht. Der Abschnitt „Maltechnik“ enthält eine aufschlußreiche Abhandlung des verstorbenen Malers Ernst Lind, der die Berner Bilder Hodlers auf Grund einer, vom ehemaligen bekannten Restaurateur Frédéric Benz erteilten Anweisung behandelt hat.

Die Theorie des „Parallelismus“ hat Hodler in den Vordergrund seiner Anforderungen an die Malkunst gestellt. Durch die Wiederholung typischer Elemente will Hodler den Ausdruck seiner Bilder steigern. Er findet in der Natur die Bestätigung dieser Regel. Aus der Anwendung dieses Grundsatzes ergibt sich die Notwendigkeit, die Darstellung rhythmisch zu gestalten. So entsteht aus der Parallelität verschiedener Motive ein einheitliches Ganzes, das klar und überzeugend auf uns einwirkt und den höchsten Ansprüchen, die an ein Gemälde gestellt werden können, gerecht wird.

Ein Schlußkapitel behandelt die „Sendung des Künstlers“. Hodler verurteilt den Satz „L'art pour l'art“. Er stellt ihm den Ruf entgegen: „L'art pour l'homme et pour la vie.“ „La faculté de nous solidariser avec nos semblables est ce qu'il y a de plus précieux en nous“. Dem Künstler soll die Begabung innewohnen, Schönes zu schaffen, und zwar unabhängig von Vorbildern und Theorien. Um seine Gedanken, sein Fühlen zu veräußern, muß er über Standfestigkeit verfügen. Dann erhält er auch die notwendigen Kräfte, um sein Schönheitsempfinden der Mitwelt zu vermitteln.

C. A. Loosli hat in diesem Band vieles wiederholt und manches ausgesprochen, was er uns in seinen früheren Veröffentlichungen über Hodler gesagt hatte. Damals waren seine theoretischen Darlegungen mit der Biographie des Künstlers und mit der historischen und kritischen Betrachtung seiner Werke verflochten. Es ist daher ein Verdienst, die Anschauungen Hodlers aus dem Gesamtstoff ausgeschieden und als solche behandelt zu haben. Wir hätten nur in der Wahl von Format und Schrift eine schlichtere Note vorgezogen. Auch hätten im Text allzu ausführliche, stellenweise in einem hochtrabenden, anspruchsvollen Ton gehaltene Darlegungen gekürzt werden können, ohne Schaden für das Werk, das dadurch an Klarheit und Prägnanz gewonnen hätte.

Leider fehlen uns Originalabhandlungen Hodlers über alle hier behandelten Fragen. Wir besitzen nur einen f. Z. in der „Liberté“ abgedruckten Vortrag, den

der Künstler in Freiburg gehalten hat. Wir dürfen aber annehmen, daß uns Loosli die Gedanken seines großen Gewährsmannes nach bestem Wissen und Gewissen wiedergegeben hat. C. v. M a n d a c h.

Hugo Martis Werk.

Carl Günther: Hugo Marti. Verlag A. Franke A.-G., Bern 1938.

Letztes Jahr, also schon ein Jahr nach Hugo Martis Tode, hat uns Carl Günther mit einer Biographie des Dichters beschenkt. Da er als Freund Hugo Martis und genauer Kenner seiner Werke und Selbstzeugnisse aus eigener Anschauung schöpft, zudem in hervorragendem Maße über die seine Einfühlungsgabe verfügt, die für einen Biographen wichtiger ist als alle Gelehrsamkeit, so mußte ein gutes Buch entstehen.

In gesonderten Kapiteln kommen Lebensgang, Persönlichkeit, öffentliches Wirken und die Werke zur Sprache; überall bricht der biographische Leitgedanke durch, nämlich zu zeigen, wie Marti darum kämpfte, seine disparaten Anlagen zum Ausgleich, zur Einheit zu bringen, und seine so gestaltete, „ausgebaute“ Persönlichkeit in den Dienst der Welt stellte. Nicht bei jedem Helden einer Biographie läßt sich das nachweisen. Hier kann es nachgewiesen werden und wird es mit den einfachen unpathetischen Worten des Freundes. Das wird jeder bezeugen müssen, der Hugo Marti kannte, sein geschlossenes Wesen auf sich hat wirken lassen, ihn am Dienst an der Welt erfahren hat, und nun mit einiger Überraschung liest, in welcher „Unordnung“ der Knabe aufgewachsen ist und welche inneren Gegenstände der Jüngling zu überwinden hatte.

Wie bei vielen hat auch bei Marti dieser Reifeprozess aus gärender Jugend zur geschlossenen Persönlichkeit im Kampf gegen eine andere Persönlichkeit und deren Welt seine stärksten Antriebe erfahren. Und als ihm das bewußt geworden war, hat er sich dankbar vor der andern verneigt. Allgemeine Lebenserfahrung, verständnisvolle Freunde und geistige Erlebnisse haben an der Reifung mitgewirkt; wie weit die geistigen Erlebnisse an den Namen Spitteler gebunden sind, ist wohl schwer zu entscheiden. Unzweifelhaft, das geht aus Günthers Buch deutlich hervor, hat Spitteler auf Martis Erstlinge künstlerisch eingewirkt; ein weltanschaulicher Einfluß im Sinne eines weltanschaulichen Haltes wird immer viel schwerer nachzuweisen sein. Ich könnte mir aber denken, daß in unserer Zeit manchem Leser einer Dichter-Biographie gerade solche Stellen in die Augen springen, wo von weltanschaulichen Einflüssen die Rede ist. Er wird vielleicht noch an andere Dichter und Künstler denken, in deren Lebenslauf eine geistige Führergestalt eingegriffen hat, etwa an Schiller, an Keller, an Wagner und sich dann fragen, ob bei unserer Jugend oder bei den kommenden Generationen solche geistigen Führergestalten noch möglich sind oder sein werden. Nicht nur deswegen, weil eine individuelle Führerwahl ein individualistisches Zeitalter, das nun vorbei zu sein scheint, voraussetzt, sondern weil der Glaube an geistige Führergestalten in der Flut geistiger, sich gegenseitig relativierender Strömungen überhaupt wankend geworden ist.

Das sind Gedanken, die scheinbar von Günthers Martibuch abshweifen, auf die man aber heute kommt, wenn man über einen Dichter liest, dessen entscheidende Jahre noch in die geistige Vorkriegszeit (zu denen die materielle Kriegszeit noch gehört), also in ein von unserer Zeit so verschiedenes liberalistisches und im Grunde fortschrittsgläubiges Zeitalter fallen.

In der trefflichen Zusammenfassung von allem Wesentlichen gewinnen wir durch Günthers Buch Übersicht über Hugo Martis Lebensgang. Wir erfahren von seiner Abstammung aus bernischem und basellandschaftlichem Blut, von seinen ersten Jahren in Basel, von der Übersiedelung der Familie nach Liestal, wo Marti bedeutende landschaftliche Eindrücke empfängt, schließlich nach Bern, wo der Vater die Leitung der neugegründeten Nationalbank übernimmt. Noch im gleichen Jahre starb der Vater und hinterließ die Familie in bedrängten Verhältnissen. Nach Absolvierung des Gymnasiums begann Marti auf Wunsch der Stiefmutter und gegen die eigene Neigung Recht zu studieren, setzte seine Studien in Berlin und Königsberg fort, mehr vom Verkehr mit anregenden und richtungweisenden Freunden gefesselt als von seinen ganz zu praktischen Zwecken unternommenen Studien. Unmittelbar vor Kriegsausbruch kehrte er nach Bern zurück, sattelte um zur Philo-

logie und folgte dann mitten im Kriege einem Ruf als Hauslehrer zu einer fürstlichen Familie in Rumänien. Neben seiner erzieherischen Tätigkeit arbeitete er an seiner Doktordissertation und studierte die Sprache und Literatur seines Gastlandes. In Ostpreußen und hier hat er wohl seine entscheidensten Eindrücke empfangen. Als der Krieg für Rumänien eine verhängnisvolle Wendung anzunehmen schien, wurde er mit der Aufgabe betraut, die seiner Obhut übergebenen Kinder über Rußland und Norwegen nach der Schweiz zu bringen. Nach einer unendlich beschwerlichen, im „Rumänischen Intermezzo“ so anschaulich geschilderten Reise wurde er mit seinen Schutzbefohlenen zwei Jahre in Norwegen festgehalten und lernt hier seine spätere Gattin kennen. Endlich wieder in der Heimat, doktorierte er im Jahre 21 und übernahm nach einigen Schwierigkeiten, sich eine Existenz zu gründen, im Jahre 22 die Feuilleton-Redaktion des „Bund“. Nun begann eine Zeit ungemein fruchtbaren öffentlichen Wirkens, denn neben der Ausgestaltung des literarischen Teiles des „Bund“ und seiner Tätigkeit als Buch- und Theaterkritiker wurde er Mitarbeiter an verschiedenen kulturellen Vereinigungen seines Landes. So wurde er in den Vorstand des Vereins zur Verbreitung guter Schriften gewählt, wurde Mitglied des Prüfungsausschusses der Schillerstiftung, Mitglied der Radiokommission des Schriftstellervereins, Präsident des Berner Theatervereins, wurde in die Jury der Stiftung für das Drama gewählt (was ihn verpflichtete, alle drei Jahre 70 bis 100 Stücke zu prüfen!), wurde Vizepräsident der deutschschweizerischen Radioprogrammkommission, Präsident des Samstagklubs. Daneben fand er noch Zeit, den Nachlaß Rudolf von Tavel zu ordnen und ein Lebensbild dieses für ihn vorbildlichen Dichters zu schreiben, findet auch Zeit für seine eigenen Schöpfungen und — für die beruflichen Nöte anderer. Es ist hier nicht meine Sache, Hugo Martis Werte zu würdigen; die stattliche Werkreihe vom Balder bis zum Davoser Stundenbuch — Erlebnisdichtungen im Goetheschen Sinne — hat in Günther ihren feinsinnigen Deuter gefunden. Eine charakteristische Auswahl von Zitaten aus den Werken belegen und illustrieren des besprechende Wort. Man staunt über die Fülle an Arbeit, die Hugo Marti scheinbar spielend bewältigt hat und läßt sich am Ende des schmucken Buches gern an die reizenden, zuerst im Feuilleton des „Bund“, später in Buchform erschienenen Skizzen von Bepp erinnern, in denen, um Günther das Wort zu geben, „Seiten seines Wesens, die bei seiner straffen Lebensführung Gefahr liefen, unterdrückt zu werden, ein Ventil fanden“.

Mit einem der schönsten Zitate aus einem im Sammelband „Dichtung und Erlebnis“ erschienenen Vortrag von Marti will ich meine Besprechung der gehaltvollen Biographie schließen: „Ein Beruf muß sein; die Berufung zur Kunst kann uns wohl die tiefste Würde, nicht aber die ausschließliche Rechtfertigung unseres Lebens bedeuten.“ Das ist der Standpunkt echter schweizerischer Geistigkeit.

H. A. Moser.

Briefe Mörikes.

Freundeslieb' und Treu'. 250 Briefe Mörikes an Wilhelm Hartlaub. Hsg. von G. Renz. Leopold Klotz Verlag, Leipzig 1938.

Ein Ghafel von Gottfried Keller beginnt mit dem Geständnis: „Unser ist das Los der Epigonen!“

Was das Gedicht in der Folge von den Epigonen zu jagen weiß, ist schonungslos und scheint einem ganzen Geschlecht den eigenen Wert, die Schönheit in sich selber abzusprechen. Das „Zwischenreich“ ist seine Heimat, wo das Alte nicht mehr gilt und Neues noch nicht gesichtet ist, der „Bereich der grausen Lästrygonen“, dem „der Dichtung Fahrzeug“ kaum so bald enttrinnen wird. Die großen Ziele der deutschen Klassik haben die Gültigkeit eingebüßt; die romantischen Reize sind erschöpft. So entbehrt das Dasein jeder Ausrichtung sowohl wie jenes Trostes, den der Zauber, den Magie dem schweren Herzen gewährt.

Noch eindrucksvoller als dies Ghafel ist jenes Bild des Epigonen, das Keller in Buz Falätscher, in dem „Narren auf Manegg“ entwirft, der mit den Zeichen der hohen Zeit, mit ihren Worten und Gebärden, mit der Burg, die er bewohnt, und mit dem Buch, das er geraubt, die Größe und Fülle verfunkenen Tage noch immer zu erhalten wähnt.

Über diesem allzustrengen Selbstgericht vergessen wir nicht, was einige Dichter dieser Zeit, gerade sofern sie Epigonen sind, an neuen Werten schufen, jenen wunderbaren Glanz, in dem die Reife der Vollendung und die Trauer des Endes unaussprechlich eins geworden sind, der insbesondere über den Herbstlandschaften Gottfried Kellers leuchtet, über den gemähnten Feldern, wo des Winzers Hand die letzte Traube von den Reben schneidet —, in Adalbert Stifters Hauptwerk, dessen Titel „Nachsommer“ das Wort für diese Jahreszeit des europäischen Geistes prägt, und, am zartesten vielleicht, in Eduard Mörikes Poesie, in seinen Märchen, im „Maler Nolten“ und in dem Wunder seiner Lyrik.

Als Mörike nach Tübingen kam, lebte in dem Turm am Neckar, beim Tischler Zimmer, schon über ein Jahrzehnt der irre Hölderlin, Denkmal des Zusammenbruchs einer säkularen Hoffnung, wie es ungeheuer schwerlich hätte errichtet werden können. Im Schatten seines verstörten Geistes bildet sich Mörikes Freundeskreis. Wie im Traum, abgelöst von dieser Erde, wiederholt sich jenes Schauspiel, das ein Menschenalter früher die Mauern des Tübinger Stifts erfüllt. Das sehr reale „Reich Gottes“, das Schelling, Hegel und Hölderlin mit den Hilfsmitteln praktischer Theologie und Mythologie und mit dem weltbewegenden Wort des Dichters zu errichten hofften, verflüchtigt sich zum Sagenreich Orplid, dem Land, „das ferne leuchtet“, fern im Raum und in der Zeit, längst vergangen und unwiederbringlich, Stätte spielerischen Gedankens nur und ohnmächtiger Sehnsucht. Mörike selber erkennen wir in dem „Letzten König von Orplid“, dem schattenhaften Helden eines Schattenspiels, der nicht sterben kann, der sein Reich unheimlich überlebt und mehr und mehr „die edle Kraft der Rückerinnerung“ verliert. Im Roman „Maler Nolten“ sind alle Mächte noch lebendig, die die Dichter des vergangenen Geschlechts beschworen haben; aber sie gelangen nicht mehr zu harmonischer Wirksamkeit; sie ziehen hier- und ziehen dorthin; Gnade verkehrt sich in Dämonie; und mit kaum begründeter, rätselhafter, aber umso eindrucksvollerer Notwendigkeit geht zugrunde, was sich nur von ferne ihrer Strahlung nähert. In dieser disparaten Welt behauptet sich nur der Humor, die immer sich erneuernde, tröstlich überraschende Einsicht, daß, aller geistigen Erkenntnis des zerstörten Seins zum Trotz, das Sein noch immer fortbesteht und in wechselvoller, lebendiger Dichte unserm Blick sich zeigt.

Die Sammlung von Mörikes Briefen an seinen Freund Wilhelm Hartlaub gewährt uns einen Einblick in diese nachsommerlich gedämpfte Stimmung des schwäbischen Geistes. Freilich lassen uns diese Dokumente gerade in Mörikes entscheidendsten Jahren fast ganz im Stich. Denn in Urach und in Tübingen haben die Freunde zusammengelebt; und zur Zeit der „Bikariatsknechtschaft“ war Hartlaub, der überzeugte, seines Amtes frohe Pfarrerherr, nicht der geeignete Adressat. So hören wir nichts von Peregrina, nichts von der geheimnisvollen Geburt des neuen Mythos Orplid und wenig nur von der Verlobung und dem Bruch mit Luise Rau. Erst von 1837 an fließen die Quellen reichlicher. Dann aber versiegt der Strom nicht mehr. In beinahe lückenloser Folge gehen die Briefe an Hartlaub ab und berichten von Mörikes Dasein mit einer Ausführlichkeit, die es rechtfertigen mag, die Sammlung eine inoffizielle Selbstbiographie des Dichters zu nennen. Kleine Einleitungen zu den Hauptabschnitten von Mörikes Leben und Anmerkungen zu einzelnen Briefen geben überdies dem Leser jede wünschenswerte Auskunft.

Nähere und fernere Freunde Mörikes sind nicht müde geworden, seine „hervorquellende Herzensgüte und Herzenshelligkeit“ zu rühmen. Güte ist es denn auch, was jeden am unmittelbarsten ergreift, der sich in diese Freundesbriefe vertieft. Mörike, der sich immer nur als reiner, aber nicht als großer Dichter anerkannt wissen wollte, ist nie auch nur die leiseste Literateneitelkeit untergelaufen. Wohl mochte er hin und wieder ziemlich schwer zu behandeln sein, und es bedurfte offenbar der ganzen selbstlosen Treue eines Hartlaub, um die Freundschaft so lange Jahre durchzuhalten. Aber die Launen dieses Dichters, seine kränkliche, man darf wohl sagen, wehleidige Körperlichkeit, seine Verstimmungen und Verbüsterungen deuten keineswegs auf einen Menschen, der sich selbst im Spiegel als Künstler anerkennt und aus dem Bewußtsein seines tiefen Wesensunterschieds zur „Welt“ Ansprüche stellen zu dürfen glaubt. Sie sind Erscheinung einer Seele, die sich von jedem Ton, von jedem Bild, von jeder Nuance des Lebens willenlos ansprechen läßt und nur bei den tausendfältigen Gefahren der Verwirrung, der allzu heftigen Er-

regung, leichte Gebärden der Abwehr wagt. Besonders aus den früheren Briefen spüren wir die Angst vor der Unübersichtlichkeit des Lebens heraus:

„Oh' ich diesen Brief anfang, war mir etwas unheimlich — jetzt ist es vorbei.“

In denselben Stücken rührt uns aber auch das Unvergleichliche Mörike'scher Poesie am geisterhaftesten ans Herz. Ungezählt sind jene Augenblicke heimlichen Entzückens, wie sie Hermann Hesse in seiner Novelle „In Pressels Gartenhaus“ von Mörike berichtet hat. Man lese im Juli 1830:

„Ich hatte deine Rosenblätter, von denen das Papier innen und außen duftete, suchte beiseite getan, ein Windstoß mit einmal nahm sie weg, und siehe! der größte Teil davon hatte sich am Pfosten der Hütte in einem Spinnennetz gefangen . . .“

Oder im Mai 1838:

„ . . . was ein einziger Gewitterregen, der gestern abend fiel, für Wunder tat. Wie man eine Tapete von der Rehrseite um auf die gemalte wendet, steht alles grün und herrlich da; kaum daß man hier und dort noch eine nackte Eiche bemerkt. Auch im Garten tummelt sich alles, man ist wie verzaubert. Ein Fink vorn auf dem großen Birnbaum schlägt hellauf, daß die weißen Blüten zittern.“

Mitten im alltäglichen Gespräch begegnen uns Motive, die in den Ihrischen Gebilden dann zur Vollendung abgeklärt werden, so in der Äußerung von Mörikes Schwester, dem damals achtjährigen Märchen:

„In meiner Seel' ist's grad, wie wenn lauter so kleine Fischle drin rumwusle täte“

die Verse aus dem „Wintermorgen“:

„Wer hat den bunten Schwarm von Bildern und Gedanken
Zur Pforte meines Herzens hergeladen,
Die glänzend sich in diesem Busen baden,
Goldfarbgen Fischlein gleich im Gartenteiche?“

Später verliert sich dergleichen allmählich. Wie im Werk, so kommt auch in den Briefen mit den Jahren der besonnenere Klassizist zum Wort. In diesem Sinne ließe sich etwa die meisterhafte Schilderung der Reise an den Bodensee vom Jahre 1851 mit den schwäbischen Landschaftsbildern des Stiftlers und Vikars vergleichen. Die Verhältnisse befestigen sich; die Rechnung mit dem Leben scheint — weniger, man möchte sagen, posthumer Ereignisse ungeachtet — erstaunlich früh abgeschlossen. Die Stille der Vollendung breitet sich über die zweite Hälfte aus. Wie Gottfried Keller, Stifter und die Droske, so hat auch Mörike in allem seinem Schaffen eigentlich nur das Gold weniger Jugendjahre ausgemünzt. So bewegt sich auch der Mensch in diesen Briefen ohne Ziel, ohne Hoffnung und Enttäuschung immer um dieselben Dinge, wunderliche Liebhabereien, die Tiere, Joli, die Raze, den Star, einige Bücher und Mozarts Musik, die er aber, bei seiner Scheu vor allzu großen Erschütterungen, nur mit höchster Vorsicht genießt, am liebsten, wenn sie von Freunden ohne Anspruch, leichtthin improvisiert wird.

Die Menschen freilich lösen sich ab. Die Mutter stirbt; alte Freunde gehn, neue melden sich an. Doch in solchen Wechselfällen weiß sich Mörike mit einer eigentümlichen Mimikrykunst unbewegt und still zu halten. Liebenswürdigste Wendungen stehen ihm zu Gebot, wenn er sich genötigt sieht, Ergriffenheit des Herzens gesellschaftsfähig zu fassen. So dankt er für den Vortrag einer Komposition des „Gärtners“ mit dem bescheidenen Selbstzitat:

„Der Sand, den ich streute,
Er blinket wie Gold.“

Und schließlich hilft ihm über alles Kritische der Humor hinweg, der Humor, der ihm erlaubt, sich selber gleichsam aufzuheben und eben dadurch zu behaupten.

Die Spannweite von Mörikes Existenz ist, verglichen mit der des andern Schwaben, den er so sehr bewunderte, Hölberlins, nicht eben groß. Und in den Briefen an Hartlaub erscheint sie noch um Einiges geringer als in andern Äußerungen. Aber das leise Spiel um eine geheimnisvolle, allen unzugängliche Mitte ist so lieblich und so rein, daß niemand diese Blätter beiseitelegen dürfte, ohne von dem Liebeshauch des Schönen, das da „in ihm selber selig“ ist, berührt zu sein.

Emil Staiger.

Ein Schweizerischer Kolonifator.

J. P. Zollinger: Johann August Sutter. Der König von Neu-Helvetien, sein Leben und sein Reich. Schweizer-Spiegel Verlag, Zürich 1938.

Mein Urgroßvater, der im Jahre 1845 quer durch den nordamerikanischen Kontinent nach Kalifornien reiste, hat am 29. September in sein Tagebuch die Bemerkung eingetragen: „Arrived at Captain Sutters Fort at 12 o'clock.“ Er kampierte dann vierzehn Tage in der Umgebung dieser „Festung“ des Schweizer Kolonifators Johann August Sutter, um am 9. Oktober wieder in das Fort zurückzukehren, wo er freundlich aufgenommen wurde: „I remain at the Fort enjoying the hospitality of Captain Sutter previous to my departure for Sonoma“. Die gleiche Gastfreundschaft genossen auch die wenigen früheren und die zahlreichen späteren Einwanderer, denen Sutter im „Anzeiger des Westens“ von St. Louis (Mi.) das Lob Kaliforniens als Land der Viehzucht, des Getreidebaues, der Weinberge und der Obstzucht gesungen hatte. In der Tat hatte Sutter eine eigene Gabe, Leute bei sich aufzunehmen und für sich zu gewinnen. Wir denken da an die wilden Indianer des Sacramentotales, mit denen die mexikanischen Verwalter aus Furcht nichts zu tun haben wollten, deren Vertrauen jedoch Sutter fast im Handumdrehen so sehr eroberte, daß sie sich willig seinem Kolonisationsunternehmen unterordneten. Oder wir denken an die Rettung der „Donner-Gesellschaft“, einer Einwandererkarawane, die in der Sierra Nevada eingeschneit worden war und umzukommen drohte; in Sutters Fort fanden sie dann Obdach, Kleidung, ärztliche Pflege, Speise und Trank. Zeit lebens ist Sutter — ohne jegliches Mißtrauen sozusagen — gegenüber allen Mitmenschen von einer seltenen Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft befeelt gewesen.

Das war aber nicht seine einzige, ja nicht einmal seine hervorragendste Eigenschaft. Wir stimmen dem Verfasser des hier vorliegenden sehr guten Lebensbildes zu, wenn er uns Sutter zusammenfassend schildert als: „ein menschliches Phänomen, kaleidoskopisch und widerspruchsvoll; Handelsmann und Chevalier d'industrie; Indianerbändiger und fahrender Münchhausen; Zauberer in höchsten Gesellschaftskreisen und mexikanischer Robin Hood; einer, der von seiner Familie desertierte und Vater von Tausenden adoptierter Schützlinge wurde; lebenslänglicher Gatte seiner Gemahlin und Sultan unter den Squaws; ein moderner Midas und Supplikant um öffentliche Unterstützung; ein Schwelger und Freund der Einfachheit; ein Fabulierer und einer, der naiv anderer Leute Aufschneidereien glaubte; oft ein Prahler und wieder ein Mann von größter Bescheidenheit; ein Träumer und ein Mann der Tat; er wurde der Habsucht beschuldigt und war doch ein unverbesserlicher Wohltäter und Verschwender.“

Sutter, „The Grand Old Man of California“, wie ihn die späteren Siedler nannten, hat 1866 dem Kongresse der Vereinigten Staaten in seiner Petition auf Entschädigung für die erlittenen Verluste nachzuweisen versucht, „daß er das Mittel war, durch das der mineralische und landwirtschaftliche Reichtum Kaliforniens der Nation nutzbar gemacht wurde“. Er hatte mit dieser Behauptung gewiß recht. Als erster war er in das Sacramentotal eingedrungen, als erster hatte er mit seiner Festung einen Punkt der Zivilisation geschaffen, als erster hatte er die Indianer bezähmt, als erster hatte er die verschiedenen Arten von Landwirtschaft eingeführt, als erster hatte er mit dem Bau seiner Sägemühle den Anlaß zu den Goldfunden gegeben, als erster hatte er der Ausdehnung der Vereinigten Staaten nach dem kalifornischen Westen vorgearbeitet. (Die positiven Leistungen treten meines Erachtens in dem vorliegenden Buche Zollingers etwas zu wenig hervor.) Wenn man aber seinen ganzen Lebenslauf betrachtet, so kommt man trotzdem zur Überzeugung, daß nicht eine Tatkraft im gewöhnlichen Sinne in ihm gewirkt und das Reich von Neu-Helvetien geschaffen hat, sondern daß das ganze Leben viel mehr bloß ein glückhaftes Abenteuer war. Deshalb möchte ich im Gegensatz zum Verfasser lieber davon reden, daß Sutter „Glück im Unglück“ gehabt habe, als davon, daß ihm stets „Unglück im Glücksgewand“ entgegengekommen sei. Nicht Energie, Klugheit und Schaffenskraft, nicht geistige Fundierung waren eben seine grundlegenden Eigenschaften, sondern Haltlosigkeit, Abenteuerlust und Ungeschicktheit. Aus diesem Grunde läßt sich auch wohl verstehen, daß ihm all sein Gewinn unter den Händen wieder zerronnen ist.

Der aus Zürich stammende Amerika-Schweizer Dr. J. P. Zollinger hat mit diesem Buch wohl die endgültige Biographie Sutters geschaffen. Seine Arbeit beruht auf fleißigem Studium der authentischen schweizerischen und amerikanischen Quellen. Nichtsdestoweniger dürfen wir ihre leichte Lesbarkeit rühmen. Entgegen den bisherigen sensationellen Schilderungen tritt so auf das Jubiläumsjahr 1939 hin „ein völlig neuer, bisher kaum geahnter Sutter“ vor unsere Augen, bildlich u. a. belebt durch eine Wiedergabe des trefflichen Porträts, welches Frank Buchser seinerzeit wie zufällig von ihm noch schaffen konnte.

Walter Hildebrandt.

Marshall Foch.

Liddel Hart: Foch, der Feldherr der Entente. Vorhut Verlag Otto Schlegel, Berlin 1938.

Geschichtliche Kritik läuft umso mehr Gefahr, in ihrem Urteil fehl zu gehen, je geringer der Abstand von den Ereignissen ist, derer sie sich bemächtigt. Insbesondere wird der Historiker, der leidenschaftlich an den Ereignissen teilnimmt, Mühe haben, der Feldherrnpersönlichkeit, die sie bestimmend beeinflusste, gerecht zu werden. Das mag mit der Grund sein, weshalb das französische Schrifttum uns bisher vom Oberkommandierenden der alliierten Streitkräfte kein befriedigendes Bild zu zeichnen vermochte. Hart, als Engländer, ist dazu viel eher in der Lage. Es scheint fraglos, daß die weitreichenden Studien des Verfassers ihm erlauben, ein zutreffendes Bild auch des geistigen Wandens der Foch'schen Persönlichkeit zu zeichnen.

So ist die Linie, die vom Zögling des Jesuitenkollegiums in Metz über die Ecole Supérieure de Guerre zum Oberbefehlshaber führt, in ihrem Auf und Ab vom Verfasser glänzend getroffen. Hart hat alle Quellen, in denen Foch Kraft schöpfte, aufgedeckt. Er hat aber auch auf Tatsachen hingewiesen, die die französische Geschichtsschreibung zu umgehen pflegt und, beispielsweise, die Frage angeschnitten, ob die Grundlagen, auf denen Fochs theoretisches Schrifttum fußt, breit genug waren, um das Gebäude seiner „Principes de Guerre“ zu tragen.

Fochs Werdegang im Kriege führt naturgemäß zu einer kurzgefaßten Schilderung der kriegerischen Ereignisse schlechthin. Harts oft herber Kritik wird der Leser nicht überall folgen. Denn Hart hat sich ein Bild des Weltkrieges geformt, das sehr persönlich ist und manchem Hauptbeteiligten, beispielsweise Joffre, nicht gerecht wird.

Hart kann Joffre aus dem gleichen Grunde nicht verstehen, der dazu führt, daß er auch Foch letztlich nicht gerecht geworden ist, wenn er an seinem Feldherrntum zweifelt. Er liegt darin, daß es dem Engländer Hart schwer fällt, französische Denkart zu verstehen. Erklären wir uns. Hart weist mit Recht darauf hin, daß Fochs unmittelbarer Einfluß auf den Ablauf der Ereignisse gering geblieben ist. Denn seine Einflußnahme lag auf geistigem Gebiet. Foch hatte die Gabe, Menschen zu beeinflussen und ihnen so mittelbar seinen unbändigen Willen aufzuzwingen. Gerade in kritischen Lagen hat sein Glaube an den Sieg, sein nach außen zur Schau getragener, beinahe sturer Optimismus, die andern aufgerichtet. Hart sieht dies zwar; was er weniger sieht, ist, daß dieser rein geistige Einfluß in verzweifeltsten Lagen genügt, um Feldherrntum zu beweisen. So forscht er denn vergeblich nach konkreten Maßnahmen, und, weil solche vielfach fehlen, zweifelt er letztlich an Fochs Feldherrntum. Wir aber glauben, daß in den Sphären, in denen Vorgesetzte und Untergebene sich weder durch den Grad der Kenntnisse noch der Erfahrung unterscheiden, derjenige als wahrer Feldherr zu gelten hat, dem es gelingt, den andern seine Überzeugung einzuhämmern. Oder liegt des jüngern Moltkes Schwäche nicht gerade darin, daß sein geistiger Einfluß versagte? Wer, wie Hart, das Kennzeichen der Feldherrnpersönlichkeit in erster Linie im konkreten Handeln sieht, läuft Gefahr, ungerecht zu sein.

Dennoch wird das vorliegende Werk all denen vieles bieten, die Fochs Persönlichkeit mit Interesse befragen. Denn der Verfasser hat zweifellos vieles richtig gesehen und auch manches richtiggestellt. Zwei Dinge scheinen ihm aber doch, trotz oft herber Kritik, entgangen zu sein: des Feldherrn Eitelkeit und seine Unfähigkeit, das Herz der Truppe zu gewinnen.

G. Büblin.

Vom Luftwesen. Luftfahrten.

C. A. Freiherr v. Gablenz: „D-Anoy bezwingt den Pamir“. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. D. 1937.

Die Zeit der großen Pionierflüge in der Luftfahrt ist noch nicht zu Ende. Wenn auch der planmäßige Luftverkehr über Erdteile und Weltmeere gerade in den letzten Jahren gewaltige Fortschritte gemacht hat, so gibt es dennoch heute unerforschte, verkehrswirtschaftlich bedeutende Gebiete im Luftraum. Die Deutsche Luft Hansa hat die ihr zufallenden Aufgaben von jeher mit vorbildlicher Zielstrebigkeit angepackt. Nach dem regelmäßigen Flugdienst über den Südatlantik und den erfolgreichen Versuchsflügen nach Nordamerika hat im Sommer 1937 ein deutsches Verkehrsflugzeug zum ersten Male das Pamir-Gebirge bezwungen, um einen Luftweg nach dem Fernen Osten zu erkunden. Der Flug des Luft Hansa-Direktors Freiherr von Gablenz mit seinen Kameraden Untucht und Kirchhoff, welche letztere beiden inzwischen auf dem Süd-Atlantik den Fliegertod gefunden haben, ist in Fliegerkreisen noch in aller Erinnerung.

Bis anhin war stets über Mesopotamien-Indien-Siam nach China geflogen worden. Geling es, von Bagdad aus über Persien und Afghanistan einen neuen Luftweg zu erobern, so wurde die Entfernung Europa-China mit einem Schlage um 2000 Kilometer kürzer. Auf diesem neuen Wege aber war der Himalaya mit seinen 6—8000 Meter hohen Bergketten zu überwinden. Mit einer jenenmäßigen Besatzung von 52 Mann, der D-Anoy, hat die dreiköpfige Besatzung den Flug gewagt und nach Überwindung gewaltiger Hindernisse gewonnen. Wegen eines an sich geringfügigen Motorschadens mußte die D-Anoy auf dem Rückwege bei Chotan in Innerchina zwischenlanden. Die dortigen Bandenführer hielten das Flugzeug und seine Besatzung vier Wochen lang fest. Erst ein politischer Umsturz gab die Möglichkeit, den Flug fortzusetzen und mit der kranken Maschine zum zweiten Mal das „Dach der Welt“ zu überwinden. Inzwischen aber war man in Deutschland über das Schicksal der Maschine völlig im Ungewissen. Mehrere Flugzeuge wurden nach Afghanistan geschickt, um von der Hauptstadt Kabul aus die unvorstellbar gewaltigen und einsamen Gebirgsketten des Himalaya nach der verschollenen D-Anoy abzusuchen. Viele Suchflüge waren ohne Ergebnis unternommen worden, und man hatte die Hoffnung bereits aufgegeben, als eines Tages die D-Anoy in Kabul landete und der Maschine die von wochenlangen Entbehrungen gezeichnete Besatzung entstieg.

Das glänzend geschriebene Buch des Freiherrn von Gablenz ist ein lebendiger Rechenenschaftsbericht. Pioniergeist und Kameradschaft durchleuchten ein Erleben voll epischer Spannung und Abenteuerlichkeit. Es in den Seiten dieses Buches miterleben, heißt, in eine ferne, wilde Welt entführt werden und reicher heimkehren.

Fischer von Poturzhn: „Rund-Afrika-Flug“. Verlag Richard Pflaum, München 1938.

Einer der besten deutschen Flugschriftsteller hat auf Grund seiner persönlichen Eindrücke und seiner bereits auf früheren Luftreisen über Afrika erworbenen Kenntnisse in Form von sechs Reise-Briefen einen prägnanten und anschaulichen Bericht über den afrikanischen Rundflug eines Junkers-Verkehrsflugzeuges verfaßt. Der Flug, der 33 Etappen umfaßte, dauerte 44 Tage, von denen die Hälfte Flugtage waren, an denen im ganzen 28 000 Kilometer in 120 Flugstunden zurückgelegt wurden. Die Schilderung dieses Rund-Afrika-Fluges zeigt einen kleinen Teilausschnitt heutiger Luftfahrttätigkeit. Wie sehr sich diese verändert hat und ständig wächst, mag man aus vielen in diesem Buche angeführten Tatsachen erkennen. Die Karte der Welt verändert sich zwar nicht mehr durch neuentdeckte Länder, wohl aber durch sich ständig verringernde Verkehrsentsfernungen. Dementsprechend ergeben sich neue Auswirkungen und Möglichkeiten auf vielen Gebieten menschlichen Schaffens, die rechtzeitig zu erkennen, nicht nur Aufgabe der in der Luftfahrt Stehenden ist. Umso mehr ist es zu begrüßen, daß auf Grund eigener Reise-Erlebnisse von diesem Wandel der Allgemeinheit berichtet wird. Der Reise-Bericht, welcher naturgemäß vorab deutsche Interessen berücksichtigt, ist mit 73 zum Teil sehr schönen und eigenartigen Eigenaufnahmen, sowie mit zwei Kartenstizzen ausgestattet.

W a l t e r A d e r m a n n.

Luftkrieg.

Lothar Schüttel: Luftkrieg bedroht Europa. J. F. Lehmanns Verlag, München 1938.

„Luftkrieg bedroht Europa“ ist der Titel eines Buches, das nicht ausschließlich für militärische Sachverständige geschrieben ist, sondern in allgemein verständlicher, flüssiger Form für jedermann die luftpolitische Situation zu schildern versucht. Mehr als um ein technisches Luftwaffenbuch, handelt es sich um ein militärpolitisches Werk, das zwar, soweit es der Stoff verlangt, alle zahlenmäßigen Auskünfte enthält, ohne sich aber in technische Details zu verlieren. Umso mehr ist die militärpolitische Situation Europas während und nach dem Weltkrieg in der speziellen Beleuchtung des Luftkrieges geschildert. Die Ausführungen enthalten keine neue Doktrin über Luftkriegführung, zitieren aber die wichtigsten Ansichten maßgebender Fachleute aus verschiedenen Staaten.

Von den 5 Kapiteln behandelt eines die durch Weltkrieg, Friedensverträge, Nachkriegspakte und Aufrüstung geschaffenen luftpolitischen Verhältnisse, ein anderes die durch die Aufrüstung zur Luft veränderte Art der Kriegführung. „Die Luftmächte und die Luftprobleme Europas“ ist ein Teil des Buches überschrieben, der sich mit den einzelnen Staaten als Luftmächte befaßt.

Ein spezielles Kapitel ist der Luftgroßmacht U.S.S.R. gewidmet, wie überhaupt der tragende Gedanke des Werkes die Luftbedrohung Europas durch die bolschewistischen Luftflotten zu sein scheint, wobei die Verhältnisse im besonders vom deutschen Standpunkt aus gesehen sind.

Trotzdem der Verfasser selbst sagt, daß die Douhet'sche Theorie in den letzten Jahren viel an Aktualität verloren hat, zitiert er den „Schöpfer“ des totalen Luftkrieges sehr oft. Die Kriegsverwendung der Flieger ist vornehmlich als operative Luftflotte und weniger als taktisches Kriegsmittel im Kampf der verbundenen Waffen gesehen. Die alte Streitfrage der Fachleute über theoretische und praktische Möglichkeiten des Luftkrieges wird eben erst die gefürchtete Erfahrung entscheiden. Die Tatsachen aus dem spanischen und fernöstlichen Krieg will man ja für die Verhältnisse in einem Krieg zwischen Großstaaten nicht gelten lassen, obwohl man zwar glauben müßte, daß nur die Größen-Verhältnisse ändern, nicht aber die aus praktischen Erfahrungen resultierenden Lehren über die „Rendite“ der Luftkriegführung, d. h. die Zweckmäßigkeit der Fliegerverwendung nach der Art des Fliegereinsatzes.

Der Wert des vorliegenden Buches wird erhöht durch die umfassende Bearbeitung der behandelten Fragen. Es ist nicht ein abstraktes „Fliegerbuch“, gewissermaßen aus dem Fragenkomplex der Gesamtkriegführung herausgebrochen, sondern ein in das geschichtliche Geschehen hineingestelltes Werk, das außerdem den Vorteil hat, interessant geschrieben zu sein. U.

Das Bombenflugwesen (l'aviation de bombardement) von Marine-Chef-Ingenieur Camille Rougeron. Ins Deutsche übertragen von Erich Margis. Rowohlt-Verlag, Berlin 1938 und

Die Ziele selbständiger Luftangriffe. Von Dr. Georg Köhrig. Ost-Europa-Verlag, Berlin 1938.

Es ist nicht zu viel behauptet, wenn Rougeron's Werk in seiner Bedeutung unmittelbar neben die Schriften Douhet's gestellt wird. Douhet hat die Lehre vom raschen Totalsieg durch den operativen Einsatz der Luftflotte bei defensiver Haltung von Armee und Marine entwickelt, Rougeron gibt die technischen Grundlagen für das Angriffsflygwesen, im besondern für die Bombenwaffe und erläutert die sich daraus ergebenden Möglichkeiten. Seine Ausführungen sind von einer zwingenden Logik und, obschon sie den Problemen auf den Grund gehen, allgemein verständlich. Weil das Buch das gesamte Gebiet des Bombenflugwesens erschöpfend behandelt, ist es nicht notwendig, hier eine nähere Inhaltsangabe zu vermitteln. Daß es eine Übertragung ins Deutsche gefunden hat, ist vom schweizerischen Standpunkte aus sehr zu begrüßen; denn es ist unumgänglich notwendig, daß sich bei uns weite Kreise mit den Fragen des Luftkrieges eingehend beschäftigen, nicht zuletzt um sinnlosen Übertreibungen sachlich entgegen treten zu können.

Während Rougeron das Bombenflugwesen vom Standpunkte technischer Möglichkeiten aus behandelt, finden wir bei Köhrig das Problem von seiner völker-

rechtlichen Seite aus beleuchtet. Zwar ist in letzter Zeit allzu leichtfertig behauptet worden, ein zukünftiger totaler Krieg werde hemmungslos alles zu zerstören suchen, als ob es dem Menschen des 20. Jahrhunderts tatsächlich nur noch darum zu tun sei, die Erde in eine Wüste zu verwandeln. Selbst wer an ein Völkerrecht nicht mehr glaubt, sollte auf Grund von Zweckmäßigkeitsabwägungen einsehen, daß auch ein totaler Krieg nicht ohne Gnade sein wird. Denjenigen aber, die darüber hinaus den Glauben an ein Völkerrecht nicht verloren haben, bietet die systematische Darstellung Köhrig's viel Interessantes. Dabei möge man nicht übersehen, daß dieses Buch in Deutschland erschienen ist, von dem man mit viel Eifer glauben machen will, daß völkerrechtliche Fragen keine Beachtung mehr finden.

Gustav Däniker.

Der Begründer des schweizerischen Flugwesens.

Otto Walter: „Bider, der Flieger“. Verlag Otto Walter, Olten, 1938.

„Nie wird es unserem lieben Vaterlande, nie wird es seinen Zeitgenossen und Freunden, nie auch wird es dem kommenden Geschlechte möglich sein, den Dank völlig abzutragen, den wir alle Oskar Bider schulden.“

Wie im Föhnwetter des Frühlings unsere himmelragenden Heimatberge in durchsichtiger Klarheit vor uns stehen, so wird auf immer vor meinen geistigen Augen das Leben, die Taten und das einsam-große Wesen des toten Lufthelden ausgebreitet liegen. Und nie werden der Schmerz und die Trauer ganz in mir zur Ruhe kommen, daß dieser herrliche Mensch und Schweizer, ach um Jahrzehnte zu früh, von jenem Fliegertode gefällt wurde, gegen den er auf so wunderbare Weise gefeiert erschien . . .“

Mit Ergreifenheit liest man die Worte, die Optm. Keal, der erste Kommandant der schweizerischen Fliegerabteilung, im Nachwort für unseren großen Piloten findet. Selten ist zu seiner Zeit in- und außerhalb unseres Landes ein Mensch mehr gefeiert und bejubelt worden, als Oskar Bider. Und nie blieb einer bescheidener, als er. Der Begründer des schweizerischen Flugwesens hat in seinem ganzen Leben keine tausend Worte für sein Werk gesprochen, kaum eines geschrieben. Aber er hat tausendmal dafür sein Leben eingesetzt — und schließlich ist er für sein Werk gestorben. Was kann man mehr von einem Mann verlangen, der Anspruch darauf hat, als „großer Schweizer“ in die Geschichte unseres Landes einzugehen?

Zwanzig Jahre nach Biders Tod gibt Otto Walter, sein erster Beobachter-Offizier, ein „Buch der Erinnerungen“ heraus. Der Verfasser hat sich nicht mit der Niederschrift einer Biographie begnügt. Im Geiste der Kameradschaft und der Bewunderung für den großen Toten läßt er die ganze Welt um Bider erstehen und verfolgt die Auswirkungen von Biders bahnbrechendem Fliegerleben über dessen Tod hinaus bis in die jüngste Gegenwart. In einer Reihe in sich geschlossener Abschnitte gestaltet er um den Menschen, Flieger und Offizier Bider die Anfänge des schweizerischen Flugwesens, die Flüge von Chavez, Keal und Borrer, die Entstehung unserer Fliegerabteilung, die Entwicklung unserer Verkehrsluftfahrt und unserer heutigen Luftwaffe. Aus jeder Zeile des Buches spricht soviel Liebe und Begeisterung für Bider und unsere heimatliche Fliegerwelt, daß man den rein literarischen Maßstab zur Seite legt und es dem Verfasser gerne nachsieht, wenn da und dort die Wirkung durch einen allzu gewollt wuchtigen und überladenen Stil beeinträchtigt wird. Unsere Jugend wird Otto Walter Dank wissen dafür, daß er ihr das Gedanke an die legendär gewordene Gestalt Biders in einer ihr zusagenden, hinreißenden Form auf dem Hintergrund des Tatsächlichen neu geschenkt hat. Denn: „Oskar Bider wird vor uns stehen als einfacher, gerader Charakter, als schlichter, lauterer Mensch, als Schweizer von bestem altem Schlag. Er war einer der größten Flieger aller Zeiten, und er wird in unserer heimatlichen Fluggeschichte als Nationalheld weiterleben. Die Schweizer Alpen, die er besiegt und die den Himmel unseres Vaterlandes tragen, sind sein Denkmal. Unsterblich aber glüht sein Name in seines Volkes heißem Herz!“

Walter A. Fermann.

François Mauriac.

James Schwarzenbach: *Der Dichter des zwiespältigen Lebens François Mauriac.* Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G., Einsiedeln/Köln 1938.

J. Schwarzenbach hat die wichtigsten allgemeinen Lebensprobleme, die Mauriac in der Gestaltung einzelner Menschenschicksale immer wieder von einer andern Seite angeschnitten hat, gut erfaßt und in seinen Analysen sehr schön dargelegt. Es sind die großen, ewigen Fragen, in die nicht nur die Romane, Novellen und Gedichte, sondern auch eigentlich die kritischen Schriften Mauriacs ausmünden: Was ist Sinn und Zweck des Lebens? Was ist der Mensch? Wie weit kann der Mensch gehen im Guten und im Bösen? Wie vermag er die Sünde zu überwinden? Was ist Gott? Wie werden wir seiner Gnade teilhaftig?

Aus dem vorliegenden Buche geht auch eindeutig hervor, warum Mauriac uns als Dichter des zwiespältigen Lebens erscheinen muß. Unsere Aufmerksamkeit wird auf gewisse unüberwindlich scheinende Gegensätze, auf ungeheure Spannungen hingelenkt, die überall in Mauriacs Welt wahrnehmbar sind.

J. Schwarzenbach hat sich aber nicht damit begnügt, in seinem Buche die Grundhaltung Mauriacs zu charakterisieren, er hat aus den Werken des Dichters auch eine gewisse religiöse Entwicklung herauslesen wollen. Wenn wir dort den Ausführungen J. Schwarzenbachs fast restlos zustimmen, so setzen wir hier mit unserer Kritik ein.

Charles Du Bos hat als erster in seiner 1933 veröffentlichten Studie „François Mauriac et le problème du romancier catholique“ von einer Konversion Mauriacs gesprochen, die sich in der Zeit, die „Souffrances du Chrétien“ von „Bonheur du Chrétien“ trennt, also in den letzten Monaten des Jahres 1928 oder in den ersten Monaten des Jahres 1929 vollzogen haben soll. Natürlich kann es sich nur um eine Konversion innerhalb des Katholizismus handeln, den Mauriac nie verleugnet hat. Du Bos berief sich in der Verteidigung seiner These auf gewisse Stellen aus den eben erwähnten Essays, aber er ließ auch durchblicken, daß er von dieser Konversion direkt Kenntnis erhalten habe. Du Bos hat nun diese plötzliche religiöse Umstellung Mauriacs auch in den Romanen anschaulich machen wollen. Aber es ist diesem bekannten Literaturkritiker nicht gelungen, einen eigentlichen Bruch im Romanchaffen unseres Dichters festzustellen, einen Bruch, der zwischen „Destins“ und „Ce qui était perdu“ verlaufen müßte. Du Bos versuchte nun allmähliche Auswirkungen der angenommenen Konversion aufzuzeigen. Eine ganz leichte Entspannung und eine größere Transparenz eines Romans des 50jährigen Mauriac ließe sich aber schließlich auch sehr gut ohne Konversion erklären, als Ergebnis einer langsamen, aber stetigen Entwicklung.

James Schwarzenbach hat nun die von Du Bos verfochtene These wieder aufgenommen und versucht, die Stellung seines Vorgängers auszubauen und die Beweisführung überzeugender und eindrucksvoller zu gestalten. Wir vermissen bei James Schwarzenbach eine gewisse Vorsicht, die Du Bos trotz seiner Voreingenommenheit kennzeichnet. Schwarzenbach will um jeden Preis diesen Bruch in der Romanreihe plausibel machen.

Die Beweisführung fällt in zwei Teile. Zuerst soll gezeigt werden, daß die Romane vor der angenommenen Konversion eine immer größere Bitterkeit, ja Verzweiflung verraten und daß der Konflikt zwischen dem Christen und dem Künstler Mauriac sich bis und mit „Destins“ zusehends verschärft. Schon in diesem Teil der Beweisführung hat J. Schwarzenbach ein klein wenig nachgeholfen. Gewisse Texte sind wirklich sehr frei interpretiert. Das Düstere wird überbetont, die entspannenden, lichtvolleren Momente werden meist übergangen. Für bestimmte Worte und Handlungen der Romanpersonen wird der Dichter verantwortlich gemacht und es wird angedeutet, wie weit Mauriac schon der Sünde verfallen sei (was allerdings im Rückblick wieder bestritten wird). Die Geißelung lauer oder fanatischer Christen wird in den Romanen vor der Konversion als feindliche Haltung gegenüber dem Christentum beurteilt. Es ist auch ein Romantitel abgeändert worden: „Destins“ in „Destin“, was Schwarzenbach veranlaßt, zu sagen, daß Mauriac sich schon so weit vom katholischen Glauben entfernt habe, daß er dazu übergehe, die antike Schicksalsidee zu gestalten. Der zweite Teil der Beweisführung, der Hauptteil, in dem die große Wandlung dargelegt werden soll, ist sehr mager aus-

gefallen. Man hätte erwartet, daß Schwarzenbach sich angelegentlich mit „Ce qui était perdu“, beschäftigen würde. Der Autor erwähnt den Roman mit keinem Wort und nimmt aus dem späteren Romanschaffen ein einziges Werk heraus, „La Fin de la Nuit“, in dem er untrügliche Zeichen einer vorausgegangenen Befehung sehen will. Hatte der Autor in der Beurteilung der Romane vor der angenommenen Konversion fast nur Augen für das Beklemmende, Dunkle, so entdeckt er jetzt überall beglückende Entspannung. Er schöpft Gewißheit, wo wir schwere Bedenken und Zweifel haben. Eine Szene des Romans, die Kreuzifix-Szene, ist in der Darstellung Schwarzenbachs kaum mehr zu erkennen und muß bei dem, der den Roman nicht kennt, einen ganz falschen Eindruck erwecken. Im zweitletzten Satze des Romans bringt es Schwarzenbach nicht über sich, den „regard désespéré“ genau wiederzugeben. Es wird daraus ein verschleierter Blick, was nun schon bedeutend beruhigender klingt.

J. Schwarzenbach hat es in seinem Buch nicht an kleinen Ausfällen gegen die wissenschaftliche Literaturforschung fehlen lassen und sich ein wenig über ihre „wunderschönen, gewagten Theorien“ lustig gemacht. Wir gestehen, daß wir sehr erstaunt sind, solche Vorwürfe ausgerechnet vom Autor der vorliegenden Studie über Mauriac zu vernehmen.

H e l m i M e n n e r.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

- de l'Égale, Alma:** Starentagebuch. R. Thienemanns Verlag, Stuttgart 1939. 108 Seiten und 8 Kunstdrucktafeln.
- Amsee, Andreas:** Die Judenfrage. Verlag Räder & Cie., Luzern 1939. 117 Seiten, Preis Fr. 2.80.
- Baumgartner, Rudolf:** Das bernisch-solothurnische Urbar von 1423. Zur Geschichte einer schweizerischen Landschaft. Verlag Vogt-Schild A.-G., Solothurn 1938. 156 Seiten.
- Berber, Fritz:** Das Diktat von Versailles. Entstehung — Inhalt — Zerfall. Eine Darstellung in Dokumenten. 2 Bände. Essener Verlagsanstalt GmbH., Essen 1939. XLI und 1672 Seiten.
- Erfurth, Waldemar:** Die Überraschung im Kriege. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1938. 147 Seiten und 9 Skizzen, Preis M. 2.80.
- Felix, L. J.:** Es mäntschelet! E Hogermöler Chronik. Verlag Huber & Co. A.-G., Frauenfeld 1939. 171 Seiten, Preis Fr. 5.80.
- von Fischer, Rudolf:** Die Burgen und Schlösser der Schweiz. Lieferung 9 b. Kanton Bern: Berner Oberland, II. Teil. Verlag E. Birkhäuser & Cie., Basel 1939. 95 Seiten reich illustriert, Preis Fr. 9.50.
- Fränkel, Jonas:** Gottfried Kellers politische Sendung. Verlag Dr. Dprecht & Helbling A.-G. Zürich 1939. 126 Seiten.
- Frey, E.:** Macht. Verlag Paul Haupt, Bern 1939. 159 Seiten, Preis Fr. 4.80.
- Friedman, J. A.:** The Impeachment of Governor William Sulzer. Verlag Columbia University Press, New York 1938. 284 Seiten.
- Gathorne-Hardy, G. M.:** A short history of international affairs, 1920—1938. Oxford University Press, London 1938. 487 Seiten, Preis 8 Sh.
- Jugend-Spiele, Schultheater.** Kleine Spiele für Schulanlässe. Verlag H. R. Sauerländer & Cie.,arau. — De Peter suecht es Bätterland von Heinrich R. Grob. — Die Übeltäter von René Gardi. — Amanda von August Corrodi. — Dornröschen lädt die Kinder an die Hochzeit ein von Rudolf Hägni. — Vom Rattenfänger zu Hameln von Elsa Muschg. — Art und Stäbe von Paul Fehrmann. — Drei Märchenspiele von Marie Lauber. — Jugendborn-Sammlung: Hefte 9, 10, 18, 22, 24, 25, 34, 37, 54, 56, 57, 60.
- Kerber, Franz:** Volkstum und Reich. Ein Buch vom Oberrhein. Für die Stadt Freiburg herausgegeben. Verlag J. Engelhorn's Nachf. Adolf Spemann, Stuttgart 1938. 221 Seiten und 34 Bilder.

- Locher-Werling, Emilie:** Kindertheater. Verlag Drell Füßli, Zürich 1926. 66 Seiten
- Marquier, Reginald:** Das Dorf und der Knabe. Verlag Die Rabenpresse, Berlin SW 19 1936. 86 Seiten.
- Geschichte einer Begegnung. Verlag Die Rabenpresse, Berlin SW 19 1938. 110 Seiten.
- de Minicis, Decio:** Vittorio Emanuele III. Dal Regno all' Impero. M. Maglione, Editore, Roma 1938. 308 Seiten.
- Müller, Johannes:** Von der Wendung des Menschenlozes. Ausblicke ringsum. Herausgegeben von H. M. Müller. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1939. 284 Seiten, Preis M. 3.60.
- Vom Geheimnis des Lebens. Erinnerungen. Zweites Buch: Schicksal und Werk. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1938. 491 Seiten.
- Rigg, Walter:** Kirchliche Reaktion. Dargestellt an Michael Baumgartens Lebensschicksal. Verlag Paul Haupt, Bern 1939. 205 Seiten, Preis Fr. 4.80.
- Odermatt, Franz:** Im Wächtig Gwänd. Heiteri Erzählige i Nidwaldner Mundart. Verlag H. R. Sauerländer & Co.,arau, 1939. 80 Seiten, Preis Fr. 2.—.
- Polen von Polen gesehen.** Mit einem Beitrag von Reichsminister Dr. H. Schacht. Verlag Karl Siegismund, Berlin W. 62 1939. 153 Seiten mit 50 Abbildungen, Preis M. 6.—.
- Rufer, Alfred:** Johann Gaudenz von Salis-Seewis als Bündner Patriot und Helvetischer Generalstabschef. Verlag Bischofberger & Co., Chur 1938 104 Seiten.
- Schaffner, Jakob:** Die schweizerische Eidgenossenschaft und das Dritte Reich. Ein Vortrag. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1939. 43 Seiten, Preis 80 Pf.
- Schlumpf-Rüegg, Ernst:** D'Freudeberger Schueljugeb. I. Teil. Wie d'Freudeberger Schueljugeb 's Jahr durebringt. Züritütschi Vers. Verlag Drell Füßli, Zürich. 77 Seiten.
- Schultheß' Europäischer Geschichtskalender.** Jahrgang 1937. Herausgegeben von Ulrich Thürauf. Verlag C. F. Beck, München 1938. XIX und 635 Seiten, Preis M. 25.—.
- Spemann, Margarete:** Stunden mit Hans Thoma. Verlag J. Engelhorn's Nachf. Adolf Spemann, Stuttgart 1939. 191 Seiten und 1 Bildnis.
- Steffen, Albert:** Pestalozzi. Schauspiel. Verlag für Schöne Wissenschaften, Dornach 1939. 145 Seiten, Preis Fr. 5.—.
- von Tavel Rudolf:** D'Haselmuus. E Gschicht us em Undergang vom alte Bärn. Verlag U. Franke U.-G., Bern 1939. 280 Seiten, Preis Fr. 4.80.
- Torrey, R. L.:** The Spirit of Voltaire. Verlag Columbia University Press, New York 1938. 314 Seiten.
- Vogel, Traugott:** Doktor Schlimmfürguet. Es Märlistuck fürs Chindetheater. Verlag Drell Füßli. 58 Seiten.
- Walschap, Gerard:** Das Kind. Roman. Aus dem Flämischen übertragen von Martha Hechtle. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1939. 209 Seiten.
- Maria Waser zum Gedenken.** Erinnerungen an Gespräche mit der Dichterin, aufgezeichnet von Freddy Ammann-Meuring. Morgarten-Verlag U.-G., Zürich 1939. 18 Seiten, Preis 90 Rp.

(Fortsetzung auf 3. Umschlagseite.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stöckerstr. 64. Druck: U.-G. Gebr. Leemann & Co., Stöckerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

(Fortsetzung auf 3. Umschlagseite.)